

ZUM AKTUELLEN WANDEL DER FAMILIE

Andrea Maihofer

1. Einleitung

Unstrittig ist, dass die Familie sich derzeit im Wandel befindet. Als markanteste Veränderungen gelten die steigenden Scheidungszahlen, die Abnahme von Eheschliessungen, der dramatische Geburtenrückgang sowie die Zunahme kinderloser (Ehe)Paare und alleine lebender Personen. Strittig ist allerdings, wie tiefgreifend die Veränderungen sind und welche Bedeutung sie für die Gesellschaft haben.¹ Manche gehen von einem grundlegenden Wandel aus. Andere halten die Veränderungen für lediglich graduell, weil sie z.B. nur innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Schichten stattfinden.²

Nicht wenige sprechen gar von einer Krise der Familie, weil diese ihre zentralen Aufgaben nicht mehr erfüllen könne. Dabei wird häufig auf die Familie in früheren Zeiten verwiesen. Hier hätten noch stabile emotionale Beziehungen bestanden, die den Menschen Wärme und Geborgenheit und einen inneren Halt gegeben hätten. Insbesondere die frühere Grossfamilie wird immer wieder als Ideal und positives Beispiel herangezogen.

2. Historischer Rückblick

Doch wie sah sie aus, die Familie in früheren Zeiten? Entsprach sie tatsächlich dem Idealbild, das wir uns so häufig von ihr machen? Ein kurzer historischer Rückblick auf die Entwicklung der Familie in westlichen Gesellschaften ab der Frühen Neuzeit mag da weiterhelfen. Schauen wir uns ein paar zentrale Annahmen in diesem Idealbild vor dem Hintergrund der historischen Familienforschung etwas genauer an.

Die Annahme von der Familie als selbstverständlicher Lebensform

Nicht immer schon war die Familie die vorherrschende Lebensform erwachsener Menschen. So durften Mägde und Knechte bzw. das Dienstpersonal oftmals nicht heiraten und eine Familie gründen. Auch im Rahmen der Kirche war über viele Jahrhunderte eine familiäre Lebensform für den Klerus völlig ausgeschlossen. Zudem trifft der Begriff der «Familie» für die damalige Lebensform nicht wirklich zu. In der deutschen Sprache taucht das Wort «Familie» überhaupt erst Ende des 18. Jahrhunderts auf. Davor lässt sich eher von «Haus» bzw. «Haushalt» sprechen: das bedeutet eine Kernfamilie sowie Mägde, Knechte und/oder Dienstboten, Verwandte, UntermieterInnen etc., die zu diesem Haushalt gehören; es wird zusammen gearbeitet, gegessen und geschlafen, meist sogar in denselben Räumen.³

Die These von der gesicherten Versorgung der älteren Menschen in der früheren «Grossfamilie»

In der historischen Familienforschung herrscht inzwischen aufgrund vieler verschiedener Untersuchungen allgemeiner Konsens, dass die Grossfamilie, also die Mehrgenerationenfamilie (Grosseltern, Eltern, Kinder) in den westeuropäischen Ländern – anders als in Osteuropa – nicht vorherrschend war.⁴ Das idyllische Bild von der «Grossfamilie» erweist sich vielmehr als eine Erfindung der Geschichtswissenschaft und der Soziologie Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts. Vorherrschend war schon



Bravo, es ist gelungen!

Es kann ja auch gar nicht misslingen auf einem LE RÉVE! So einfach und weich ein Vergnügen... sogar für den Hausherrn! Die Gasherde LE RÉVE verdankt ihre Erfolge den ständigen Studien und Versuchen, die von den LE RÉVE-Technikern durchgeführt werden, um den Wünschen der Hausfrau immer besser entgegen zu kommen.

- aussergewöhnliche Kochen sind speziell gewährleistet durch: Rastchen und sicheren Kochen sind 5 Brenner, in Dreiecksform angeordnet, auf einem Kochgeschütz jeden Durchmessers verwendet werden kann;
 - den neuen Backofen mit Thermostat, sparsam und von praktischer Grösse;
 - die reduzierten Herd-Aussenmassen: nur 50 cm Tiefe;
 - geliebte Blockform - einfache Reinigung.
- Aus erstklassigen Rohmaterialien hergestellt und gefällig emailliert, sind die LE RÉVE-Herde aussergewöhnlich widerstandsfähig und gleichwohl elegant. Fragen Sie Ihre Freundinnen oder lassen Sie sich von Ihrem Installateur beraten, und Sie werden sicher sein:

ein LE RÉVE-Herd ist nicht ein treuer Helfer!



Le Réve
Herdfabrik und Eisenerzeugnisse AG, Goll-Alten

Anonym, «Bravo, es ist gelungen!», Mann mit Schürze in der Küche, Werbung der Herdfabrik Le Réve in der Zeitschrift «Eva im Hause», Vierteljahresschrift für modernes Haushalten, 19,8 x 13 cm, 1954,

¹ Vgl. Tyrell 1998, Beck-Gernsheim 1998, Nave-Metz 1997b, Vaskovics 1997.

² Vgl. insb. Burkart 1997.

³ Vgl. u.a. Ariès 1978, Mitterauer/Sieder 1982, Wunder 1992.

⁴ Vgl. Rosenbaum 1982, Mitterauer/Sieder 1982, Segelen 1990, Wunder 1992.



Armin Bieber, «Verkehrte Welt», Mann am Herd und Frau mit Zeirung, Titelzeichnung der Zeitschrift «Bärenspiegel», Bernisch-Schweizerische humoristisch-satirische Monatschrift, 35 x 24 cm, 14. April 1927.

in der Frühen Neuzeit die Kernfamilie, also Vater, Mutter und (meist viele) Kinder. Selbst wenn zu einem Haushalt manchmal auch Grosseltern gehörten, rückt sich die Vorstellung vom funktionierenden Generationenvertrag angesichts der meist sehr geringen gemeinsam geteilten Lebenszeit etwas zurecht. Noch im 18. Jahrhundert lag die Lebenserwartung zwischen 35 und 40 Jahren und im Schnitt hatten Menschen damals bereits im Alter von 29,5 Jahren, also meist kurz nach der eigenen Heirat, beide Eltern verloren.⁵ Wenn heute über das Generationenverhältnis gesprochen wird, dann geht es aufgrund der völlig anderen Lebenserwartungen um Zeitspannen von 20, 30 oder noch mehr Jahren!

Die Annahme, früher hatten insbesondere die Mütter mehr Zeit für ihre Kinder

Wie die historische Familienforschung inzwischen ebenfalls zeigt, waren Frauen – jedenfalls in den unteren und mittleren Ständen bzw. Schichten – in früheren Zeiten voll in den produktiven Arbeitsprozess eingebunden. Wobei zu erinnern ist, dass sowohl der bäuerliche, der handwerkliche wie der protoindustrielle «Haushalt» eine «Produktionseinheit» waren.⁶ Beide, Ehemann und Ehefrau, haben dabei sowohl produktive als auch reproduktive Tätigkeiten ausgeübt. So haben Frauen beispielsweise auch Gegenstände für den Verkauf hergestellt und Männer auch Dinge des unmittelbaren Verzehr. Obwohl dies – allerdings in anderer Form – eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung implizierte, gab es viele Arbeiten, die gemeinsam getan wurden oder direkt ineinandergriffen. Beide waren zudem materiell völlig aufeinander angewiesen.⁷

Die Betreuung und Erziehung der Kinder fand neben und im Rahmen der täglichen Arbeiten statt und nur zu einem ganz geringen Teil durch die Eltern bzw. die Mütter selbst. Häufig waren die Kleinkinder unter der Aufsicht von Ammen, Knechten, Mägden, also anderen Mitgliedern des Haushaltes. Zudem war es auf dem Land bis zum 18. Jahrhundert durchaus üblich, dass Kinder bereits im Alter von 7/8 Jahren die Eltern verliessen, um bei Verwandten oder ihnen ganz fremden Leuten in Dienst zu gehen. Häufig haben sie ihre Eltern in ihrem Leben nie wieder gesehen.⁸ In den oberen Ständen war das insofern nicht viel anders, als auch hier die Kinder – allerdings aufgrund der öffentlich repräsentativen Lebensweise – ebenfalls vor allem von Kindermädchen, Gouvernanten oder Dienstpersonal betreut wurden. Von einer früher selbstverständlichen intensiven Betreuung der Kinder durch die Mutter im Gegensatz zu heute kann also über viele Jahrhunderte kaum die Rede sein.

Die These von der natürlicherweise hohen Bedeutung emotionaler familialer Beziehungen

Wie bekannt wurden Ehen früher vor allem aus materiellen Gründen geschlossen, was Gefühle der Liebe oder Zuneigung zwar nicht ausschloss, aber nicht zur Grundlage der Beziehung zwischen den Eheleuten machte. Grundlage waren materielle Motive bzw. zusammenpassende Arbeitskompetenzen. Ziel war vor allem die materielle Absicherung.⁹ Ausserdem war selbst eine gute emotionale Beziehung zwischen den Eheleuten stets durch die stark patriarchale Struktur des Verhältnisses geprägt. So hatte eine Frau, um auf eine Formulierung Luthers¹⁰ zu rekurrieren, ihrem Mann als ihrem Oberhaupt gehorsam zu sein, sich ihm unterzuordnen, ihm nachzugeben, auch soll sie schweigen und ihn Recht behalten lassen, wenn es nicht gegen Gott ist. Der Mann wiederum soll seine Frau liebhaben, ihr etwas nachgeben und nicht zu streng ihr gegenüber handeln.

Deutlich wird an dieser Formulierung auch, dass die Anforderungen, die an die Frau gestellt werden, vor allem in ihren Aufgaben als Hausfrau und Gattin liegen, von ihrem Verhältnis zu den Kindern, also von einer bedeutsamen Rolle als Mutter ist nicht die Rede. Eine gute Frau zeichnete sich in erster Linie durch ihre Arbeitsfähigkeit aus. Wichtig ist auch ihr Gehorsam gegenüber dem Mann. Und natürlich soll sie auch Kinder gebären. Aber die Bedeutung mütterlicher Fähigkeiten, die Vorstellung,

⁵ Vgl. Segalen 1998, S. 52.

⁶ Vgl. Mitterauer/Sieder 1982, Segalen 1990, Wunder 1992.

⁷ Vgl. Wunder 1992, Segalen 1998.

⁸ Vgl. Segalen 1998.

⁹ Vgl. Mitterauer/Sieder 1982, Segalen 1990, Wunder 1992.

¹⁰ Luther 1983, S. 132; siehe auch Roper 1995.

dass die Fürsorge und Liebe der Mutter für eine gute kindliche Entwicklung absolut notwendig ist, das ist über Jahrhunderte kein Thema. Die Idee der natürlichen «Mutterliebe» kommt in diesem aufgeladenen Sinne erst im 18. Jahrhundert auf.¹¹ Zum einen war man nicht der Meinung, dass das Wohl der Kinder von der Mutter und deren Aufmerksamkeit und Zuwendung abhängt. Was sich ja auch im frühen Weggeben der Kinder ausdrückt. Zum anderen war die Beziehung zu den Kindern sehr stark durch ihre ökonomische Bedeutung geprägt: als Esser, aber vor allem als Arbeitskräfte. So wurden die Kinder schon sehr früh (meist schon mit 3 bis 5 Jahren) in den alltäglichen Arbeitsprozess eingebunden. Sicherlich hatte auch die hohe Kinderzahl, insbesondere aber die hohe Kindersterblichkeit einen Einfluss auf die eher verhaltenen emotionalen Beziehungen zu den Kindern.¹² Das schliesst die Liebe zu einzelnen Kindern nicht aus. Als vorherrschende gesellschaftliche Norm kommen mütterliche Liebe und Fürsorge jedoch erst mit der bürgerlichen Gesellschaft auf.

Die These von der Familie als natürlichem Ort grosser Intimität und Privatheit

Der Haushalt war bis weit in das 18. Jahrhundert hinein ein «offener Haushalt»¹³. Zu ihm gehörten, wie gesagt, neben der Familie im engeren Sinne, also Eltern und Kindern, häufig eine noch weit grössere Zahl an (verwandten oder nicht verwandten) Dienstleuten, die alle gemeinsam arbeiteten, assen und schliefen. Räumliche Trennungen, die Ausbildung privater Sphären innerhalb des Haushaltes gab es für gewöhnlich nicht. Auch gegenüber der dörflichen oder städtischen Gemeinschaft waren die Haushalte offen und in ihrem Treiben für alle relativ transparent (Beispiel Ehegerichte im 16. Jahrhundert¹⁴).

Die These von der Einheitlichkeit früherer Familienformen

Auch früher bestand eine grosse Vielfalt familialer Lebensformen, schon allein aufgrund der grossen Lebensunterschiede in den verschiedenen Ständen und Schichten. So unterschied sich das Familienleben zwischen Adligen, Bauern und Handwerkern sehr, selbst zwischen Bauern in unterschiedlichen Regionen oder zwischen Handwerkern verschiedener Metiers. Ebenso führten schon allein die unterschiedlichen Wohnverhältnisse auf dem Land oder in der Stadt zu grosser Vielfalt in den Familienformen.

Ausserdem gab es auch früher verschiedene Varianten von Fortsetzungsfamilien; allerdings waren sie selten durch Trennung bzw. Scheidung, sondern vor allem durch den Tod eines Partners bedingt. Wegen der geringen Lebenserwartung und insbesondere wegen der hohen Sterblichkeit der Frauen nach Geburten wuchs eine sehr grosse Zahl von Kindern in Fortsetzungs- bzw. Stieffamilien auf. Varianten geduldeter ausserehelicher Beziehungen gab es ebenfalls – beispielsweise zwischen Dienstleuten oder verheirateten Adligen. Darüber hinaus existierten je nach Stand, Gewerbe oder Tätigkeit verschiedene Formen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung zwischen den Eheleuten, wodurch sich wiederum die Familienformen untereinander erheblich unterschieden.¹⁵ Die Vorstellung eines allgemein verbindlichen Familienmodells kommt überhaupt erst mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft auf. Und auch dann dauert es noch eine ganze Weile, genau genommen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, bis wirklich von der Hegemonie eines Familientyps, nämlich der bürgerlichen Kleinfamilie, gesprochen werden kann.

Historisch besehen relativieren sich also eine ganze Reihe der in der aktuellen Diskussion immer wieder vorgebrachten Beispiele, mit denen die gegenwärtigen Veränderungen als bedrohlicher Funktionsverlust der Familie dramatisiert werden. Vieles von dem, was als notwendig zur Familie gehörig behauptet wird, erweist sich als Teil eines Familienmodells, das erst im 18. Jahrhundert entstanden und, genau besehen, überhaupt erst nach dem Zweiten Weltkrieg hierzulande zur allgemeinen für alle verbindlichen Lebensform geworden ist – eben das Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie.



W. Bismüller, Frau auf Totenbett. s/w-Abzug, Visitenkarte: 6,4 x 10,5 cm, um 1870. Schweizerische Landesmuseen.

11 Vgl. Badinter 1980, Schürze 1991.

12 Vgl. Segalen 1990.

13 Vgl. Stone 1977.

14 Vgl. Roper 1995.

15 Vgl. Mitterauer 1992, Segalen 1998.



Anonym, Freilämter Strohflechter in Bauernstube, Öl auf Leinwand, 112 x 95 cm, um 1840, Schweizerische Landesmuseen.

3. Die traditionelle bürgerliche Kleinfamilie

Das Ideal der bürgerlichen Klein- oder Kernfamilie hat sich Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts aus dem Modell der bürgerlichen Mittelschicht-Familie herausgebildet.¹⁶ Eine für alle verbindliche, hegemoniale Lebensform wird sie jedoch, wie gesagt, erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie hat also, genau besehen, eine sehr kurze Blütezeit zwischen 1945 bis in die 70er/80er Jahre. Folgende Merkmale lassen sich als zentral für diesen Familientyp benennen.

Heterosexuelles Ehepaar mit Kindern, Liebesheirat und gemeinsamer Haushalt

In diesem Familientyp wird selbstverständlich davon ausgegangen, dass es sich um ein verheiratetes heterosexuelles Paar handelt, das in einem gemeinsamen Haushalt mit mindestens einem Kind lebt.¹⁷ Idealerweise wird aus Liebe geheiratet und die Ehe wird mit der Vorstellung von einer das gesamte weitere Leben umfassenden Perspektive geschlossen («Bis dass der Tod Euch scheide ...»). Eine Scheidung ist nicht vorgesehen. Sie wird, im Gegenteil, stark sanktioniert und ist nur in Ausnahmefällen erlaubt. Die Beziehung ist streng monogam und verlangt absolute Treue. Ehe und Familie sind auf das Engste miteinander verbunden.

Familie umfasst nunmehr lediglich Eltern und Kinder

Nur selten wohnen neben Eltern und Kindern noch weitere Personen in der Familie. Selbst wenn Hauspersonal existiert, was allerdings in der Regel immer weniger der Fall ist, gehört es nicht mehr zur Familie. Zum erweiterten Kreis der Familie gehören direkte Verwandte in grösserer oder kleinerer Zahl. Auch von diesen lebt normalerweise niemand mehr bei der Kernfamilie.

Familie als Ort der Privatsphäre

Die Familie wird zur Privatsphäre. Sie wird zum Ort familialer Intimität, zum «trauten Heim», zum Refugium und Bollwerk gegen das feindliche Aussen. Das Zuhause wird mit Wärme, emotionaler Nähe, Sicherheit, Ruhe und Harmonie identifiziert, als Ort der Erholung, der Regeneration und Reproduktion. Die öffentliche Sphäre wird im Gegensatz dazu mit Anonymität, Kälte, rationaler Distanz, Effizienz und Konkurrenz verbunden.¹⁸

Moderne Trennung von Erwerbsarbeit und Familie

Die traditionelle Kleinfamilie ist entscheidend geprägt durch die moderne Trennung von Erwerbsarbeit und Familie und die damit verbundene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung.¹⁹ Idealerweise ist der Mann Alleinverdiener und alleiniger Ernährer der Familie, der fast die gesamte Zeit des Tages ausser Haus und eigentlich nur seine Freizeit in/mit der Familie verbringt. Die Frau hingegen ist ausschliesslich Hausfrau und Mutter. Ihre Erwerbsarbeit wird nur (noch) im Notfall und nur mehr als Zuverdienst akzeptiert.

Als Hausfrau kommt ihr die Aufgabe der Herstellung eines gepflegten Heims mit einer gemütlichen Familienatmosphäre zu, die eine optimale Regeneration des Mannes sowie eine bestmögliche Entwicklung der Kinder erlaubt. Die Kultur des «trauten Heims» entsteht.²⁰ Als Mutter hat die Frau sich ausschliesslich um das Wohl der Kinder und um deren Erziehung zu kümmern. Diese brauchen, so wird nun gesagt, die bedingungslose Liebe der Mutter. Nur so können sie ein Gefühl von Geborgenheit und «Urvertrauen» entwickeln. Während zuvor die Sozialisation der Kinder, wie gezeigt, kein ausdrückliches Thema der Familie war, sondern einfach alltäglich geschah, wird sie jetzt zu ihrer zentralen Funktion.²¹ So zielt die Eheschliessung auf die Gründung einer Familie: Man heiratet, um Kinder zu bekommen. Hierin liegt der Sinn von Ehe und Familie.

¹⁶ Vgl. Segalen 1998, S. 39.

¹⁷ Vgl. Lüscher/Pajung-Bilger 1998.

¹⁸ Vgl. Segalen 1998.

¹⁹ Vgl. zur «Polarisierung der Geschlechtscharaktere» auch Hausen 1976.

²⁰ Vgl. Segalen 1998, S. 40.

²¹ Vgl. auch König 1974, S. 69.

Eine stark normative Konzeption der Familie

Gegenüber diesem Ideal sind alle anderen familialen Lebensformen Abweichungen, defizitäre Gebilde oder eben keine Familien. Alleinerziehende und ihre Kinder beispielsweise gelten in diesem Familientyp nicht als Familie im eigentlichen Sinne. Ehen ohne Kinder werden als «unvollständige Familien» bezeichnet. Kinder geschiedener Eltern sind «Scheidungswaisen», selbst wenn sie bei der Mutter oder dem Vater leben.²² Und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften wird die Ehe verwehrt, weil sie «natürlicherweise» nicht auf Kinder ausgerichtet sind.

Diese Familienform, deren gegenwärtiger Wandel aktuell als sehr problematisch diskutiert wird, erweist sich also bei näherem Hinsehen als ein Familienmodell, das eine Blütezeit von gerade mal 30, höchstens 40 Jahren hatte (von 1945 bis in die 70er/80er Jahre). Das heisst, sie ist alles andere als natürlich und für das Wohl einer Gesellschaft unabdingbar. Im Gegenteil, sie ist historisch und kulturell ausgesprochen kontingent. Was mit «Familie» gemeint ist, ist daher jeweils genauer zu bestimmen. Die Familie gibt es nicht.

4. Anzeichen des gegenwärtigen Wandels der Familie*Pluralisierung familialer Lebensformen*

Derzeit findet eine Pluralisierung familialer Familienformen statt.²³ Damit ist zunächst einmal gemeint, dass das bislang vorherrschende traditionelle Modell der Kleinfamilie immer mehr seine Monopolstellung verliert und daneben andere Formen familialen Zusammenlebens an Bedeutung gewinnen. So gibt es inzwischen eine wachsende Zahl von alleinerziehenden Eltern, teilweise aufgrund von Scheidungen bzw. Trennungen, zunehmend aber auch aus einer bewussten Entscheidung für diese Lebensweise. Ebenso nimmt die Zahl von unehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern zu. Ausserdem gibt es heute auch homosexuelle Familien mit leiblichen bzw. adoptierten Kindern (wenn dies auch in der Schweiz und der Bundesrepublik noch sehr restringiert ist). Daneben existieren inzwischen vielfältige Varianten an sogenannten «erweiterten» oder «Patchworkfamilien». Sie entstehen vor allem durch Wiederverheiratung bzw. durch das Eingehen neuer Beziehungen nach einer Scheidung oder Trennung. Dabei kommen die unterschiedlichsten Familienkombinationen zustande.

Strittig ist allerdings, ob es sich dabei wirklich um neue Familienformen handelt, gab es doch, wie bereits angesprochen, auch früher schon eine grosse Vielfalt.²⁴ Neu ist jedoch, dass nun die traditionelle Kleinfamilie ihre Monopolstellung verliert und neben ihr eine Vielzahl anderer Familienformen an Bedeutung gewinnen, die jetzt zudem nicht mehr als defizitäre Abweichungen angesehen werden, sondern als gleichrangig. Ausserdem gibt es auch einige tatsächlich neue Formen. So macht es beispielsweise einen Unterschied, ob eine Person aufgrund von Tod oder Trennung alleinerziehend ist oder ob sie diese Lebensweise für sich unter den gegebenen Umständen für die angemessenste hält.

Lockerung von Ehe und Familie

Die für die bürgerliche Kleinfamilie konstitutive Verbindung von Ehe und Familie beginnt sich zu lockern. Diejenigen, die sich für ein Leben mit Kindern entscheiden, müssen heute nicht mehr notwendig heiraten. Das heisst nicht, dass es nicht Situationen und Lebensverhältnisse gibt, in denen uneheliche Familien stigmatisiert werden. Und die rechtlichen Regelungen privilegieren noch immer die Institution der Ehe. Ebenso wenig soll damit behauptet werden, die Menschen würden mit der Ehe nichts mehr verbinden. Dagegen spricht schon die nach wie vor hohe Zahl an Eheschliessungen. Aber für zunehmend mehr Menschen hat das eine mit dem anderen nicht mehr viel zu tun. Viele heiraten nicht mehr, weil sie Kinder bekommen wollen, sondern wegen ihrer Beziehung. Dieser soll eine bestimmte Form geben, sich wechselseitig Ernsthaftigkeit, Treue und eine gewisse Zuverläss-



Kodak Kamera, Modell «Brownie Starmite», Mutter hält bürgerliche Familienidylle fotografisch fest, Fotoapparat mit Originalschachtel, Apparat: 10 x 8,5 x 5,5 cm, Schachtel: 16 x 16 x 7 cm, produziert 1961–1965, Schweizerische Landesmuseen.

²² Vgl. König 1974, S. 79ff.

²³ Vgl. Beck-Gernsheim 1998.

²⁴ Vgl. Nave-Herz 1997b, Vaskovics 1997.

sigkeit versichert werden. Auch geht es, wie meist eingeräumt wird, um undefinierbare Gefühle, ein Stück Romantik.

Für viele ist die Ehe jedoch keine unabdingbare Voraussetzung mehr, um Kinder zu bekommen. Immer mehr Paare haben Kinder, ohne verheiratet zu sein oder ohne dies zum Anlass zu nehmen, deswegen zu heiraten. Manche heiraten gar erst lange Zeit nach den ersten Kindern. Was wiederum darauf schliessen lässt, dass Heirat heute möglicherweise mehr mit der Paar-Beziehung und weniger mit der Familie zu tun hat. So wird inzwischen vielfach zwar für eine Beibehaltung des besonderen Schutzes der Familie bzw. familienähnlicher Lebensformen plädiert, nicht mehr aber für den Schutz der Ehe.

Die grundsätzliche Lockerung der einstmaligen konstitutiven Verbindung zwischen Ehe und Familie zeigt sich auch in der zunehmenden gesellschaftlichen Akzeptanz der unehelichen Familien. Im Alltag interessiert es immer weniger, ob jemand verheiratet ist oder nicht, Kinder ehelich sind oder nicht. In manchen Milieus wissen es Personen oft gar nicht voneinander, vergessen es, fragen nicht nach.

Lockerung der Verbindung von Familie und Heterosexualität

Ebenso gibt es Anzeichen, dass sich die früher konstitutive Verbindung von Familie und Heterosexualität zu lockern beginnt. Zunehmend werden auch gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern als Familie angesehen und wollen als solche angesehen werden. Allerdings zeigt die Kontroverse um die Forderung nach einer institutionellen Anerkennung der sogenannten «Homo-Ehe», wie zentral für das traditionelle Verständnis Familie, Ehe und Heterosexualität miteinander verbunden sind und wie sehr gerade diese Entwicklungen den «Nerv» des bislang hegemonialen Familienmodells treffen. Die Ehe gilt herkömmlich als erster Schritt zur Familiengründung und ihre soziale Funktion erfüllt sie nur dann, wenn sie in eine Familie mündet. Auf natürlichem Wege kann das jedoch, so das Argument, nur ein heterosexuelles Paar. Deshalb sollen nur sie eine eheliche Verbindung als Voraussetzung für eine Familie eingehen dürfen.

Andererseits wird an der Forderung nach der «Homo-Ehe» deutlich, wie wirkmächtig die Ehe als gesellschaftliche Konvention noch immer ist. Für viele scheint die eigene Beziehung nur durch eine Eheschliessung eine angemessene Form zu erhalten, nur die Ehe die adäquate Dokumentation der Ernsthaftigkeit und Dauer der eigenen Gefühle zu sein. Allerdings ist schwer zu entscheiden, ob diese Forderung wirklich vor allem konventionelle Gründe hat oder nicht auch oder gar in erster Linie mit dem Wunsch zu tun hat, der Homosexualität auf diese Weise endlich die gesellschaftliche Anerkennung als normale Lebensweise zu verschaffen. Die gleichgeschlechtliche Familie ist im Übrigen ein Beispiel für das Entstehen wirklich neuer Familienformen.

Veränderungen der familialen Zusammensetzung

Neben der gleichgeschlechtlichen Familie hat vor allem die zunehmende Zahl an Alleinerziehenden sowie an sogenannten Fortsetzungsfamilien grundlegende Veränderungen in der herkömmlichen Zusammensetzung der Familie (bestehend aus Vater, Mutter, Kind(ern)) zur Folge.

Es gibt viele Gründe für Frauen und auch Männer, alleinerziehend zu werden. Allerdings scheint die Entscheidung gegen eine bestimmte Verbindung dominierend zu sein.²⁵ Auch kann die faktische Situation einer «Eielerternfamilie» oder «Ein-Elternteil-Familie»²⁶ sehr unterschiedlich sein. Sie kann in einem grossen sozialen Umfeld eingebettet, es kann ein Partner, eine Partnerin vorhanden sein, sie kann aber auch ausschliesslich aus einem Elternteil und Kind(ern) bestehen. Doch trotz aller Varianz impliziert die Eielerternfamilie in der Regel eine Reduktion oder Konzentration der Familie



Martin Rütschi, Oliver (im schwarzen Shirt) und sein Partner Daniel in einem Tram in Zürich. Digitalfotografie, 23. April 2005.

²⁵ Vgl. Spiegel 1997.

²⁶ Napp-Peters 1985.

auf die Beziehung zwischen einem Elternteil und Kind(ern). Das heisst, der Kern der Familie schmilzt zusammen, verkleinert und intensiviert sich im Guten wie im Schlechten.

Demgegenüber ist die Fortsetzungsfamilie durch eine Ausweitung der Kernfamilie gekennzeichnet. Während die früheren sogenannten «Stieffamilien» in erster Linie durch den Tod eines Ehepartners und die Wiederverheiratung oder durch die Aufnahme von Kindern an Kindes statt bedingt waren, kommen gegenwärtig Fortsetzungsfamilien vor allem durch Trennung und anschliessendes neues (verheiratetes/unverheiratetes) Zusammenleben mit einem/einer neuen Partner/Partnerin zustande. So zeichnet sich die heutige Fortsetzungsfamilie, deshalb auch gerne «Patchworkfamilie»²⁷ genannt, durch eine hohe Vielfalt in der Zusammensetzung der Personen aus. Häufig bestehen solche Familien aus vorherigen und neuen Kindern sowie den jeweiligen alten und neuen PartnerInnen.

Ein folgenreicher Unterschied der Fortsetzungsfamilien gegenüber der herkömmlichen Familie besteht darin, dass die einzelnen Familienmitglieder möglicherweise nur mehr partiell eine gemeinsame Familie miteinander teilen. Unter Umständen gehört für jede Person eine andere Kombination von Personen zur eigenen Familie, sind Zentrum, Umfang und Ränder der Familie unterschiedlich. So kann ein Kind zwei enge Familienkreise mit dem Vater einerseits und der Mutter andererseits haben, die wechselseitig wiederum nicht viel miteinander zu tun haben. Das Kind wird also kaum mehr eine Vorstellung von Familie als einer gemeinsam mit den leiblichen Eltern geteilten homogenen Einheit entwickeln. Das ist gegenüber der traditionellen Familie eine sehr grundlegende strukturelle Veränderung. Damit zusammenhängend verändert sich auch die Definition von Familie: Sie lässt sich nun nicht mehr über eine von beiden leiblichen Eltern und dem Kind/den Kindern emotional gemeinsam geteilte familiäre Einheit bestimmen.

Zudem wird die wachsende Bedeutung sozialer Eltern- und Verwandtschaft deutlich. So sind gerade in Patchworkfamilien die sozialen Eltern oder Grosseltern auf die Dauer häufig wichtiger als manche der biologischen Eltern/Grosseltern. Auch hierin zeigt sich, wie schon am Beispiel der homosexuellen Familie, eine mögliche Abnahme der Relevanz biologischer Eltern-/Verwandschaft. Familie ist immer mehr das, was faktisch gemeinsam gelebt wird und solange es gelebt wird bzw. werden kann.

Des Weiteren – das ist ein wichtiger, häufig sehr unterschätzter Punkt – impliziert die Patchworkfamilie eine Trennung zwischen Partnerschaft und Elternschaft. Während es für ein Elternpaar angesichts der Scheidungs- und Trennungsraten immer wahrscheinlicher ist, dass es nur für eine gewisse Zeitspanne ein Paar ist, sind beide doch ihr ganzes Leben lang gemeinsam Eltern. Sie müssen also, auch wenn sie kein Paar mehr sind, Wege finden, diese Elternschaft gemeinsam fortzusetzen.

Die Patchworkfamilie zeichnet sich durch eine hohe Prozesshaftigkeit und die Notwendigkeit zu aktiver Gestaltung aus. Damit wird an der Fortsetzungsfamilie ein Phänomen besonders deutlich, das für die Familie überhaupt zunehmend gilt: Familie ist nicht mehr etwas selbstverständlich Gegebenes, weil man in sie hineingeboren wurde oder sie einmal gemeinsam gegründet hat. Gerade in der Patchwork-Konstellation muss Familie von den einzelnen Mitgliedern aktiv hergestellt, gepflegt und organisiert, d.i. gewollt und gewählt werden. Es kommt mehr und mehr zu so etwas wie «Wahlverwandschaften».²⁸ Das bedarf einer breiten Palette an kommunikativen Fähigkeiten und einer grossen Bereitschaft bei allen Beteiligten, immer wieder neue Arrangements auszuhandeln und auszuprobieren. Ob das für alle optimal gelingt, hängt ganz entscheidend von dem Vorhandensein solcher Fähigkeiten ab. Hier bestehen aber derzeit häufig folgenreiche klassen-, schicht-, kultur- und geschlechtsspezifische Unterschiede.²⁹



*Immer bleibst du dir gleich, o Muttertreue! du e
Gottes Segen dem Kind, das an dem Busen d*

Entwurf von Johann Martin Usteri, Stich von Johann Heinrich Lips. «Muttertreue», 9 Aquarelle, Abb. 1 von 9, 49,5 x 40 cm. 1805. Schweizerische Landesmuseen.

²⁷ Vgl. Beck-Gernsheim 1998.

²⁸ Beck-Gernsheim 1998, S. 48.

²⁹ Vgl. Le Gall/Martin 1998.



Franz Thomas Löw, Familienporträt, dreizehnköpfige unbekannte Familie in klassizistischem Innerraum, verm., Ostschweiz, Öl auf Leinwand, 165 x 142 cm, 1794, Schweizerische Landesmuseen.

5. Wandel und Persistenz in der familialen Arbeitsteilung

Veränderungen in der familialen Arbeitsteilung

Was noch vor kurzem undenkbar war, eine alltägliche Beteiligung der Männer bzw. Väter an Hausarbeit und Kindererziehung, beginnt sich ganz allmählich zu entwickeln. Allerdings ist die Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität noch immer sehr gross. Trotzdem finden sich inzwischen verschiedene Varianten von halb, fast oder ganz realisierter Gleichberechtigung in der familialen Arbeitsteilung, also ein zögerlicher Beginn hin zu einer gleichen Arbeitsteilung. Dabei muss jedoch zwischen Hausarbeit und Kinderbetreuung unterschieden werden. Ebenso ist dies schicht- bzw. klassenspezifisch zu differenzieren.³⁰ Es zeigt sich, dass es eher die älteren Männer sind, die darum bemüht sind, die in ihrer Ehe bestehende Ungleichverteilung der Hausarbeit zu rechtfertigen. Als Begründung werden fehlendes Geschick, eigene Unfähigkeit oder Zeitmangel angeführt. Aus den Beschreibungen der jüngeren Männer geht hingegen hervor, dass die klassische geschlechtsspezifische Arbeitsteilung an Selbstverständlichkeit verloren hat. Das gilt vor allem für Männer, die mit erwerbstätigen Frauen zusammenleben.³¹

Auch in den letzten Jahren wurden aber, so Koppetsch und Burkart, die Vorstellungen von gleichberechtigter Arbeitsteilung nur sehr eingeschränkt umgesetzt. Ihnen zufolge handelt es sich eher um eine «Illusion der Emanzipation».³² Sie betonen, dass die Gleichheitsidee sich teilweise sogar als Bumerang erweist, weil sie hilft, die Ungleichheit zu leugnen.³³ Ihnen zufolge hat sich seit den Untersuchungen der 70er Jahre wenig geändert.

Nach wie vor wird die Hausarbeit vorwiegend von den Frauen gemacht. Männer machen höchstens ein Drittel des Haushalts und erstaunlicherweise nimmt dieser Anteil mit steigender Kinderzahl ab. Nicht nur die Hauptbelastung tragen nach wie vor die Frauen, auch der Gesamtüberblick über die Organisation des Haushalts bleibt, selbst bei angestrebter gleichberechtigter Aufteilung, noch immer bei den Frauen. Zudem reproduzieren sich in der Art der Tätigkeit, also wer was wie macht, alte Geschlechterrollen. Insgesamt machen Frauen nach wie vor allen Kleinkram und das jeden Tag, während Männer sich noch immer mehr sporadisch als alltäglich mit Hausarbeit beschäftigen.³⁴

Anders sieht das bei der Frage der Betreuung und Erziehung der Kinder aus. Für zunehmend mehr Männer/Väter nimmt diese inzwischen eine grosse emotionale Bedeutung ein.³⁵ Hier übernehmen sie dementsprechend auch wesentlich mehr Tätigkeiten mit grösserer Selbstverständlichkeit und Selbstständigkeit. Vor allem junge Männer können sich vorstellen, Erziehungsurlaub zu nehmen und den Hauptteil der Betreuung für eine Weile zu übernehmen. Überhaupt wird ein grundlegender Wandel in der Mutter- und Vaterrolle festgestellt.³⁶ Dies hat zum einen mit der seit 1950 stetig steigenden Erwerbstätigkeit von Müttern zu tun. Mit ihr geht eine vielschichtige Veränderung im Verständnis von Mütterlichkeit einher. Zugleich verstärkt sich dadurch aber häufig die Doppelbelastung der Frauen. Ebenso führt es zu vermehrter Delegierung von Tätigkeiten an andere Frauen.³⁷ Doch auch auf Seiten der Männer hat sich inzwischen einiges verändert. Immer mehr Väter sehen die Kinderbetreuung als Form eigener Selbstverwirklichung an, als Teil ihres Lebensentwurfes.³⁸

Die häufig betonte grosse Diskrepanz zwischen dem Anspruch auf eine gleichberechtigte Partnerschaft und der nach wie vor praktizierten traditionellen Arbeitsteilung³⁹ relativiert sich daher, wenn zwischen Hausarbeit und Erziehungsarbeit unterschieden wird. Nochmals anders stellt sich die Sache dar, wenn genauer geschaut wird, was die Paare unter einer «gleichberechtigten», «partnerschaftlichen» oder «gerechten» Arbeitsteilung verstehen. So wird inzwischen vermehrt auch die Erwerbsarbeit als Beitrag zur gemeinsamen familialen Arbeitsteilung angesehen (dazu trägt unter anderem auch die erhöhte Erwerbstätigkeit der Frauen bei). Zudem verstehen die Paare darunter keineswegs selbstverständlicher Weise, wie in dieser These unterstellt wird, eine je hälftige Aufteilung der Arbeit.⁴⁰

30 Vgl. Koppetsch/Burkart 1999.

31 Vgl. Metz-Göckel/Müller 1987.

32 Koppetsch/Burkart 1999, S. 10.

33 Ebd., S. 19 ff.

34 Vgl. ausführlich für Frankreich Kaufmann 1994.

35 Vgl. Böhmisch 1997, Matzner 1998, Ethenakis 1999.

36 Vgl. Nave-Herz 1997a, Matzner 1998, Ethenakis 1999.

37 Vgl. Nave-Herz 1997a, Rerrich 1999.

38 Vgl. Matzner 1998, Ethenakis 1999.

39 Kaufmann 1994, Koppetsch/Burkart 1999, Wetterer 2003.

40 Siehe ausführlicher hierzu König/Maihofer 2004.

Veränderungen in der Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, bislang ein klassisches Frauenproblem, wird zunehmend auch ein Problem in der Lebensplanung von Männern. Zwar spielt der Beruf für viele Männer zweifellos nach wie vor in ihrem Leben eine dominante Rolle; zugleich verändern sich derzeit aber auch die Vorstellungen der Männer von Familie und Beruf, von deren jeweiliger Bedeutung und Gewichtung.⁴¹

So finden sich bei ihnen inzwischen ebenfalls Lebensentwürfe einer doppelten Lebensführung, und zwar in der Spannbreite von einem selbstverständlichen Hintanstellen eigener Karriereschritte zugunsten der eigenen Zeit für die Familie über Vorstellungen einer mit der Frau gleichberechtigt geteilten Vereinbarkeit von Familie und Beruf bis hin zu Vorstellungen, den eigenen Beruf zugunsten der Kinderbetreuung zu unterbrechen.⁴²

Diese Entwicklung muss zum einen als Reaktion auf die wachsenden Ansprüche von Frauen an Männer gesehen werden, ihren Teil an Haushalt und Kinder beizutragen. Zum andern verweist dies aber auch – und das macht diese Entwicklung unter Umständen sehr folgenreich – auf Veränderungen in den Vorstellungen der Männer selbst. Angesichts der Veränderungen in der Berufswelt findet bei vielen Männern eine Relativierung der beruflichen Orientierung statt sowie eine Aufwertung anderer Aspekte des Lebens: Familie, Freizeit etc. Das heisst, auch für viele Männer wird die Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu einem zunehmend brisanten und wichtigen Lebensthema.

Damit wird ein weiteres für die traditionelle Familie konstitutives Moment sukzessive zur Disposition gestellt: nämlich die geschlechtsspezifische Trennung zwischen Familie und Beruf. Im traditionellen Modell war die Zuordnung klar, der Mann war für den Beruf und die Ernährerrolle zuständig und die Frau für den Haushalt und die Versorgung von Kindern und Ehemann. Diese geschlechtsspezifische Aufteilung löst sich allmählich auf. Und dies geschieht nicht mehr ausschliesslich aufgrund der Veränderungen auf Seiten der Frauen, sondern zudem aufgrund der Veränderungen auf Seiten der Männer. Das heisst, die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird immer mehr zu einem zentralen Thema der Lebensplanung beider Geschlechter, wenngleich sie dabei nach wie vor von verschiedenen Ausgangspunkten ausgehen.

An der Frage der familialen Arbeitsteilung und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird darüber hinaus besonders sichtbar, was auch für andere Momente des aktuellen Wandels kennzeichnend ist: nichts ist mehr selbstverständlich. Wie all dies alltäglich geregelt wird, ist nicht mehr wie früher durch Konvention vorgegeben. Das jeweils gelebte Arrangement muss, und zwar in allen möglichen Details, ausgehandelt oder doch jedenfalls irgendwie gefunden und entwickelt werden.

Pluralisierung des Verständnisses von Familie

Nicht nur die familialen Lebensformen pluralisieren sich, auch das Verständnis von Familie, die Vorstellungen, was Familie eigentlich ist, vervielfältigen sich. So ist es inzwischen durchaus möglich, dass Paare, ob nun verheiratet oder nicht, heterosexuell oder nicht, mit Kindern oder nicht, als Familie angesehen werden. Das heisst, die Form, wie eine Familie aussieht, wird immer weniger durch eine bestimmte Norm konventionell vorgeschrieben. Ausschlaggebend ist, was gelebt und wie dies empfunden wird, nicht die konkrete Form.

⁴¹ Vgl. Fthenakis 1999, Matzner 1998, König/Maihofer 2004, Schwiter 2007.

⁴² Vgl. Schnack/Gesierkamp 1998, Matzner 1998, Schwiter 2007.

Gleichzeitig und eng damit verbunden verdichtet sich gleichsam die existentielle Qualität der Familie. So wird Familie vor allem mit einem Ort identifiziert, «wo immer jemand für einen da ist», wo «geholfen» und wo «zugehört» wird, ein «Ort der Geborgenheit» und «Vertrautheit» und «wo man sein kann, wie man ist». Wie Familie hergestellt wird, ist geschlechtsspezifisch teilweise recht unterschiedlich. So dominieren in den Formulierungen von Männern häufig Bilder, in denen etwas «getan», «gemacht», «unternommen» wird, in den Bildern von Frauen hingegen Szenen, in denen «zusammengesessen» und vor allem «geredet» wird.⁴³

Familie wird heute also weniger aus konventionellen Gründen als Lebensform gewählt, eben weil es sich so gehört. Sie wird vielmehr gegründet, weil die Vorstellung besteht, nur in der Familie diese existentielle und emotionale Qualität für sich selbst realisieren zu können. Und wegen dieser emotionalen Qualität ist die Familie – jenseits aller spezifischen Formen – für die Menschen nach wie vor so wichtig.

6. Schluss

Alles in allem lässt sich sagen: Familie ist immer weniger etwas natürlich Gegebenes, eine selbstverständliche gesellschaftliche Konvention. Eigentlich nichts mehr ist klar vorgegeben. Alles muss irgendwie entschieden oder doch in seinem jeweiligen Arrangement herausgefunden werden. Das zeigt sich besonders eindrücklich am Phänomen der Fortsetzungsfamilie und den sich hier entwickelnden sogenannten «Wahlverwandtschaften». Hier ist es nicht mehr selbstverständlich, wer zur Familie gehört und wer nicht. Werden einzelne Beziehungen nicht kontinuierlich weiterverfolgt, besteht die Gefahr, dass sie nach einiger Zeit nicht nur an Intensität verlieren, sondern dass Kontakte völlig abbrechen. Dies ist eine Tendenz, die natürlich jedem familialen Gefüge inhärent ist, doch erhält sie in Fortsetzungsfamilien eine qualitativ neue Brisanz: Eine Fortsetzungsfamilie existiert nur und nur so lange, wie sie von allen Beteiligten gewollt und «gemacht» wird. Es ist ein Unterschied, ob die Beziehung zu einer Mutter, einem Vater oder einem Geschwister einer organisationsaufwendigen Regelung von Besuchen, Ferien etc. bedarf oder des Arrangierens eines Treffens im gemeinsamen Wohnzimmer. Die jeweilige Familie ist hier in einem ganz eklatanten Sinne das Ergebnis von Tätigkeit, von Kommunikation, von Entscheidungen und Wechselseitigkeit. Der/die Einzelne wird nicht mehr einfach in sie hineingeboren. Dass Familie als Lebensentwurf nicht mehr etwas traditionell Gegebenes ist, heisst jedoch auch, dass es inzwischen weder selbstverständlich ist, eine Familie zu gründen, noch ist ihre Form oder der biographische Zeitpunkt derzeit konventionell klar vorgegeben. Ebenso wenig existieren allgemeine Vorstellungen über die Regelung der familialen Arbeitsteilung. Auch hier müssen die Arrangements bis ins Einzelne jeweils erst (gemeinsam) herausgefunden und entwickelt werden. Das kann über bewusstes Aushandeln und gemeinsames Entscheiden geschehen und/oder einfach durch alltägliche Praxis, Ausprobieren, Handeln und Tun, unbewusst und ohne Worte, mit Unterstellungen von Konsens und Selbstverständlichkeiten. Aber es muss ein individuelles Arrangement gefunden werden, vorgegeben ist es nicht mehr.

Das birgt einerseits Freiheiten und Chancen. Zum Beispiel erlaubt das, die im Rahmen der Familie noch immer stark ausgeprägten traditionellen Geschlechterrollen zu verändern. Frauen haben heute (formal zumindest) die Möglichkeit, selbst zu entscheiden, ob sie eine Familie gründen wollen und, wenn ja, mit Hilfe welcher Ressourcen und alltagsweltlicher Strategien sie Beruf und Familie vereinbaren wollen. Auch für Männer eröffnet sich dieser Handlungsspielraum – nicht nur, weil sie von Frauen dazu gedrängt werden, sondern weil sich inzwischen auch ihre Lebensentwürfe erweitern, sie sich nicht mehr allein in Beruf und Karriere erschöpfen.

43 Vgl. König/Maihofer 2004.

Aber die Auflösung ehemaliger Selbstverständlichkeiten birgt auch Unsicherheiten, Entscheidungsnotwendigkeiten und Konflikte. Das kann man sich leicht daran verdeutlichen, dass in vielen neuen Familienkonstellationen sich jetzt nicht nur ein Mann und eine Frau über ihre jeweiligen Berufs- und Familienbiographien, Pläne und Interessen, Formen der Familienarbeit etc. verständigen müssen. Immer häufiger sind sogar mehrere Paare und Kinder unterschiedlichsten Alters in dieses Aushandlungssetting und Beziehungsgefüge «verstrickt».

Ein Missverständnis wäre es daher, die zu beobachtende Pluralisierung familialer Lebensformen (in all den hier angesprochenen Aspekten) mit der schlichten Zunahme netter, bunter Vielfalt zu verwechseln. In dieser Entwicklung liegt sicherlich eine Befreiung aus starren konventionellen Zwängen der bürgerlichen Kleinfamilie und eine Chance zu individuellerer Lebensgestaltung. Zugleich ist damit aber für viele eine starke Verunsicherung verbunden und der Zwang, sich ständig aufs Neue mit der eigenen Lebensgestaltung zu beschäftigen. Abgesehen von den aktuell schwierigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (die weit hinter den Interessen der Menschen herhinken) bedarf es einer Vielzahl an Klärungsprozessen, individuell sowie in der jeweiligen Paarkonstellation, über den Ort, den Zeitpunkt und die Art und Weise, wie Familie und Erwerbsarbeit gelebt werden soll – und nicht zuletzt bedarf es ständig neuer Entscheidungen. Um diese Veränderungen familialer Lebensformen nicht nur erleiden, sondern wirklich gestalten zu können, ist daher zunehmend ein ganzes Set von Fähigkeiten erforderlich: von einem hohen Mass an kommunikativer (Aushandlungs-)Kompetenz über die Souveränität, Unsicherheiten auszuhalten, Risiken einzugehen, bis hin zu einer grossen psychischen Flexibilität und Mobilität (im übrigen alles Fähigkeiten, die interessanterweise derzeit auch im Rahmen der Veränderungen der beruflichen Ausbildungsprofile gefordert werden).⁴⁴

Doch bislang verfügen nur die wenigsten über diese Fähigkeiten. Das macht diese Entwicklungen bei all ihrer emanzipativen Dimension für die Individuen so ausserordentlich ambivalent. Zudem liegt es nicht nur an den Fähigkeiten der einzelnen Personen und ihren individuellen Kompetenzen, ob es ihnen gelingt, glückliche familiäre Beziehungen aufzubauen sowie die gewünschten und erforderlichen Entscheidungen über die Berufs- und Familienbiographie zu treffen. Dazu bedarf es auch entsprechender Lebens- und Arbeitsbedingungen (wie Krippenplätze, soziales Umfeld, Arbeitszeitregelungen, finanzielle Ressourcen etc.). In gewisser Weise lässt sich sogar sagen, dass die Möglichkeit, die eigenen Vorstellungen umzusetzen, heute in weit höherem Masse von den jeweiligen gesellschaftlichen und institutionellen Bedingungen abhängt, in denen die Einzelnen leben.

So öffnet sich die Schere in einem doppelten Sinne immer weiter: Einerseits wird eine stets wachsende Möglichkeit zur individuellen Lebensgestaltung suggeriert, andererseits aber sind zu deren Umsetzung nicht nur eine Vielzahl neuer Kompetenzen erforderlich, deren Vermittlung nach wie vor defizitär ist, sondern zugleich wird die Abhängigkeit von den gesellschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen bei deren Umsetzung immer grösser. Ein immenses Feld von Chancen und Spannungen wird eröffnet – Dialektik der Postmoderne.

⁴⁴ Vgl. auch Sennett 1998, Voss/Pongratz 1998.

ilakowka

1998-2000

1998-2000

FAMILLES
TOUT RESTE, POURTANT
TOUT CHANGE

FAMIGLIE
TUTTO RESTA, EPPURE
TUTTO CAMBIA

FAMILIES
THE CONSTANT
IS CHANGE

Schweizerische Landesmuseum, Zürich 2008